

**La forêt en Lotharingie médiévale / Der Wald im mittelalterlichen Lotharingien. Actes des 18<sup>es</sup> Journées Lotharingiennes, 30-31 octobre 2014, éd. par Michel PAULY et Hérold PETTIAU (Publications du CLUDEM, 43 ; Publications de la Section Historique de l'Institut Grand-Ducal, 127), Luxembourg 2016 ; 344 p. ; ISBN 978-2-919979-32-5 ; 35 €.**

Der umfangreiche Band zur Tagung an der Universität Luxemburg enthält 14 Beiträge zuzüglich einer ausführlichen Einleitung. Bis auf zwei Beiträge sind alle Artikel in französischer Sprache und mehrheitlich (9) von Forschern aus der „Fédération Wallonie-Bruxelles“ verfasst worden. Die Artikel sind in vier Kategorien unterteilt: „*La forêt en Lotharingie : approches cartographique et historiographique*“; „*Massifs forestiers en Basse-Lotharingie : Études comparatives*“; „*Droits et pouvoirs sur la sylvie : Souverains, monastères et leur usage de la forêt*“ und „*Droits d'usage et exploitation économique des forêts*“. Die zwei von Bert Groenewoudt und Emmanuel Garnier gehaltenen Vorträge sind weder im Tagungsband noch scheinbar anderweitig veröffentlicht worden.

Das ausgewählte Thema, der Wald gestaltet sich auch deshalb so interessant, da es sehr charakteristisch ist für das Gebiet Lotharingien. Ziel des Bands ist es unter anderem, die Umweltgeschichte, ein eher neues Untersuchungsfeld, abzudecken. Einige neue Methoden wurden benutzt, um die Aktivitäten im Wald zu erfassen, ungeachtet der mangelhaften schriftlichen Überlieferung. Die Autoren bieten teilweise eine sehr detaillierte Terminologie an, um die Unterschiede zwischen Rechtskonzepten und der kollektiven Wirklichkeit zu beleuchten. Von mehreren Verfassern wird der Unterschied zwischen „*silva*“ und „*forestis*“ hervorgehoben und „*sylvie*“ als allgemeine Bezeichnung für den Wald dem Begriff „*forêt*“ bisweilen vorgezogen. Da alle Teilnehmer sich an die geographische Vorgabe, mittelalterliches Lotharingien, gehalten haben, gibt es eine Reihe von Verweisen und Überschneidungen zwischen den Beiträgen. Die zeitliche Begrenzung, Mittelalter, wurde nicht so streng befolgt, da der letzte Beitrag sich vor allem auf die Neuzeit fokussiert. Da mancher Artikel sehr spezialisiert und reich an Fachbegriffen ist, deren präzise Bedeutung und Abgrenzung wohl zu komplex für den Laien sein dürften, richtet ein solcher sich eher an ein Fachpublikum. Das Buch ist üppig ausgestattet mit Karten, Fotos und Tabellen, die das Textverständnis erleichtern. Es wäre sicherlich sinnvoll gewesen, ein Glossar für die erwähnten komplizierten Begriffe beizufügen. Ein Beitrag über die im Mittelalter bezeugten Wildtierarten wäre bestimmt eine nützliche Ergänzung gewesen. Das Einsetzen der Beitragstitel in der Kopfzeile würde außerdem das nichtlineare Lesen beim Vergleichen von Textstellen oder Materialien vereinfachen.

Im ersten Artikel macht Martin Uhrmacher den Leser darauf aufmerksam, dass historische Karten „bewusste Konstruktionen“ (S. 22) sind und aus diesem Grund die Landkarten Lotharingens vor dem Erscheinen der Ferraris-Karte die Waldflächen größtenteils schematisch darstellen und vom Historiker also nicht als naturgetreue Wiedergabe verstanden werden dürfen. Er unterstreicht außerdem, dass der „Wald in der Bedeutungshierarchie der Karteninhalte [...] einen eher untergeordneten Platz einnahm“ (S. 31). Dies erschwert die Rekonstruktion der mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Wälder. Wie schwierig es ist, die historische Lage und Ausdehnung einer Waldfläche zu bestimmen, wird von Renard verdeutlicht, hier am Beispiel des Kohlenwalds (*silva Carbonaria*), das heißt des Waldgebiets, das sich grosso modo zwischen Löwen (Brabant) und Lobbes (Hennegau) erstreckt. Genannt wird der Kohlenwald verhältnismäßig oft in Texten, da er sich über beide Seiten der Straße von Bayva nach Köln erstreckt. Anzumerken ist, dass der Kohlenwald auf den Karten 8-10 im Artikel von Renard bescheidener zu sein scheint als auf der Karte auf S. 85.

Im gemeinsamen Beitrag von Charruadas, Deligne und Schroeder wird versucht, die Veränderung der Landschaft durch menschliche Eingriffe vor dem Auftauchen der großen Klöster zu erfassen. Die Wissenschaftler wollen sich hierbei von der traditionellen Perspektive lösen, die voraussetzt, dass Natur (Wald) und Kultur (Siedlung) sich fast gegenseitig ausschließen. Vor allem die nachhaltige Bewirtschaftung, die vorkommenden Pflanzenarten und der monetäre Wert dieser Waldflächen stehen im Fokus. Charruadas untersucht den Kohlenwald, Deligne die Wälder im südwestlichen Belgien (Regionen Namür und Entre-Sambre-et-Meuse) und Schroeder die Ardennen. Wie auch andere Teilnehmer stellen sie fest, dass diese Waldflächen keine undurchdringlichen, kompakten Blöcke darstellen, sondern mehrere kleinere Waldgebiete (S. 132: „*espaces boisés fragmentés*“) sind, die bereits im Frühmittelalter vom Menschen bewirtschaftet und genutzt worden sind. Die spätere Waldwirtschaft, wie z. B. die intensiven Rodungen im 13. Jh., schließt an diese Entwicklung an (S. 187: „*il s'agit bien plus d'une intensification de la production dans des espaces forestiers déjà appropriés*“). Die französische Forscherin Josiane Barbier überprüft die ersten diplomatischen Erwähnungen des Begriffs *forestis* und kommt zum Schluss, dass dieser erstmals 717 auftaucht in einer Urkunde die Vogesen betreffend, und nicht bereits in einem Schriftstück aus den 640er Jahren mit Bezug auf die Ardennen, da das entsprechende Dokument, wie auch andere, sich als spätere Fälschung entpuppt. *Forestis* hat hier die Bedeutung eines königlichen Walds, der vor einer bäuerlichen Erschließung geschützt werden soll (S. 214: „*certains bois royaux [...] menacés par des voisins trop entrepreneurs*“). Guizard unterstreicht in seinem Beitrag die Symbolkraft hinter der Figur des jagenden Königs in Lotharingen im 9. Jh. Das Hofritual der Jagd ist meist nicht auf einen Ernährungsbedarf zurückzuführen, wie man vielleicht glauben könnte. Die Folge ist, dass Jagdreviere (*forestes*) eingerichtet werden, die dem König vorbehalten sind. In seinem zweiten Beitrag untersucht Nicolas Schroeder die Rolle der Wälder in den hagiographischen Erzählungen in Verbindung mit den Klöstern Saint-Hubert, Lobbes, Prüm und Stablo-Malmedy. Entgegen einem fast stereotypischen Diskurs sind die Klöster in Wahrheit, an genau ausgesuchten Orten, am Rande von Wäldern, die für den Fortbestand des Klosters benötigt wurden,

errichtet worden. Frau Balouzat-Loubet hat sich auf die Urkunden der lothringischen Herzöge im 13.-15. Jh. konzentriert und kommt zum Schluss, dass dem Forst unter Herzog Raoul I. eine wichtige Bedeutung zuteilwird. Anders als seine Vorgänger begnügt er sich nicht damit, die Gebühren der nutzenden Gemeinschaften einzustreichen, sondern schützt den Forst, um die Walderzeugnisse selbst einnehmen zu können. Das wirtschaftliche Interesse der Wälder ist das Hauptthema von Claire Billen. Sie beschreibt die Waldwirtschaft im Zentralmittelalter, in dem Hochwald (*futaie*) und Dickicht (S. 296: „*le taillis fait avant tout la richesse des détenteurs de forêts*“) eine maßgebliche Bedeutung zukommt; zudem gibt sie die bevorzugten Baumarten an. Wie auch in anderen Regionen unterscheiden sich beim Thema Wald meist die Interessen der Grundherren von denen der Bauern. Yante hat sich bemüht eine Liste der Bestimmungen der Waldnutzungsrechte in den Nachbargebieten Luxemburg, Namür, Lüttich und Hennegau im 13.-14. Jh. zu erstellen. Von diesen vier ist die letztgenannte Grafschaft am reichsten an Bestimmungen. Er stellt fest, dass die Regeln im Laufe der Zeit allgemein restriktiver wurden und dass die Geldstrafen schon fast drakonisch waren. Die archäologischen Untersuchungen einer Straße des 7. Jh. im Hohen Venn, bei der es sich wahrscheinlich um die *via Mansuerisca* handelt, werden von Marie-Hélène Corbiau vorgestellt. Die Untersuchungen haben ergeben, dass die verwendeten Materialien und der Aufbau sehr gezielt den natürlichen Begebenheiten angepasst sind, und zeugen von den handwerklichen Fertigkeiten der Erbauer. Ein zurückgelassener Karren des 11.-13. Jh. entlang der Straße ist ebenfalls entdeckt worden. Franz Irsigler beschreibt die Flößerei, hauptsächlich von Baumstämmen aus den Vogesen, über die Mosel und Saar und weitet seine Studie bis in das 19. Jh. aus. Das Baumaterial ist in Holland so begehrt, dass es mehreren Unternehmen erlaubt zu florieren.

Die Herausgeber und die Autoren haben viel Zeit, Arbeit und Sorgfalt in dieses Projekt gesteckt. Über das ganze Werk gesehen, sind uns nur wenige Flüchtigkeitsfehler<sup>1</sup> oder Schwachstellen der Uniformierung aufgefallen. Allerdings sind die lateinischen Textzitate in den Fußnoten der Artikel von N. Schroeder zu bemängeln. Obwohl dies meist *lapsi calami* sind und individuell gesehen das Textverständnis nicht stark beeinträchtigen, veranlasst leider die beträchtliche Fehleranzahl den Leser, alle Zitate vor Nutzung zu überprüfen<sup>2</sup>. Des Weiteren sind wir nicht überzeugt von Schroeders Behauptung, dass Ortsnamen mit der Endung -bach auf Rodungsgebiete hinweisen (S. 182, 184), da diese grundsätzlich die Präsenz von

<sup>1</sup> Siehe z. B. Seite 26, Fußnote 14: korrekt ist *mois* statt *moins*; S. 27: *Alemaigne* statt *Allemagne*; S. 124, Fn. 174: *Artois* anstatt *Artrois*; S. 289: *différend* statt *différent*; S. 304, 306 und 308: *Lallaing* statt *Lalaing*.

<sup>2</sup> So muss es u. a. Seite 169, Fußnote 28: *seriem* statt *scriem* heißen; S. 171, Fn. 35: *note 34* statt *note 33*; S. 174, Fn. 44: *deberet* statt *debere* und *sua permissione* statt *sua a per missione*; S. 175, Fn. 48: *uaccariis* statt *uacariis*; S. 176, Fn. 54: *martyrem* und *carradas* statt *Martyrem* und *carrados*; S. 180, Fn. 68: *manus* und *que* statt *manu* und *qui*; S. 181, Fn. 74: *Hersdorf* statt *Herdorf* und *Bleialf* statt *Blei-Alf*; S. 241, Fn. 21: *hactenus* statt *hacienus*; S. 242, Fn. 28: *obsequentia transitum habuisse* statt *obsaquentia transitum habuiise*; S. 243, Fn. 31: *salubribus* statt *salubris*; S. 250, Fn. 68: *glorificandam*, *ac Servi devoti memoriam conservandam*, *munificentissima* sowie *continebantur* und *pandit* statt *glorificandam*, *munificentissima* sowie *continebatur* und *paudit*, und S. 257, Fn. 100: *secundum* statt *secundem*.

Wasserläufen bezeugen.<sup>3</sup> Am Schluss wollen wir noch anmerken, dass es wünschenswert wäre, wenn der Fonds national de la recherche (FNR) Publikationen wie diese in Zukunft unterstützen würde, und hoffen, dass die Tagungsbände der Journées Lotharingiennes 14, 16 und 17 auch bald erscheinen.

Max Schmitz

**Étienne ANHEIM, Clément VI au travail. Lire, écrire, prêcher au XIV<sup>e</sup> siècle, Paris : Publications de la Sorbonne, 2014, 408 p.; ISBN 978-2859448752; 30 €.**

C'est à partir de sa thèse soutenue en 2004 sous la direction de Jacques Verger qu'Étienne Anheim, directeur d'études à l'EHESS, rédigea ce livre qui, bien que centré sur la personne de Pierre Roger (1291-1352), ne s'annonce pas comme une biographie à proprement parler. En effet, de nombreux aspects de la vie du premier pape avignonnais sont volontairement laissés de côté ici (obligations administratives, politiques et diplomatiques), pour mieux nous plonger dans l'antichambre de son « agir » et de son « faire ». Mais sans pour autant s'en tenir au seul stade de l'élaboration des pensées et représentations de Clément VI, l'ambition de ce livre est au contraire de saisir le « point d'intersection entre l'institution et la trajectoire sociale et intellectuelle de l'individu qui, pour une décennie, l'incarne ». Pour ce faire, l'auteur suit le fil rouge des rapports spécifiques entre savoir et pouvoir, tout pouvoir entraînant nécessairement la constitution d'un champ de savoir, tandis que tout savoir confère aussi un pouvoir. Désireux de reconstituer l'air du temps et les ressorts de l'individu médiéval, bien plus qu'un personnage dont l'accès nous est à jamais fermé, Étienne Anheim a pris le parti d'exploiter au maximum la richesse des témoignages portant sur Pierre Roger/Clément VI, les images positives et négatives fonctionnant en miroir. Les points de contact entre les différentes positions révèlent en effet ce qui a de l'importance d'une manière générale et mettent en évidence non point une structure psychologique mais des représentations, une pratique sociale et des choix intellectuels.

La première partie (*Les vies de Pierre Roger/Clément VI*, p. 71-130) retrace le parcours scolaire et universitaire ainsi que la carrière du protagoniste. Loin de se limiter à une description des étapes successives, elle expose déjà les articulations et les contradictions qui font la trajectoire du personnage. Derrière le double parrainage du pape et du roi de France, c'est sa brillante carrière entre Église et État qui se laisse saisir, qui porte en germe son pontificat lové à la charnière entre ambitions temporelles et vocation spirituelle. Une fois ce cadre dressé, Étienne Anheim nous familiarise avec la bibliothèque de Pierre Roger afin de reconstituer ses intérêts intellectuels et de les replacer dans le temps long. Mais loin de se borner à une saisie synthétique des ouvrages par leur seul contenu, ce sont les « pratiques de lecture » de Pierre qu'il prend pour objet d'analyse, via une « approche matérielle et concrète des manuscrits » (p. 89). Ses choix se font alors le reflet de sa carrière : si les premiers temps (années 1310) dénotent une vaste curiosité intellectuelle,

---

<sup>3</sup> Zu diesem Punkt können wir unter anderem auf die Datenbank „Ortsnamen in Hessen“ verweisen: [goo.gl/SzBqmw](http://goo.gl/SzBqmw) (aufgerufen am 25.01.2017).

les années 1320-1325 voient la théologie spéculative fortement dominer son intérêt dans le contexte de ses études universitaires, pour finalement s'effacer devant les impératifs plus pragmatiques et politiques de la carrière ecclésiastique qu'il embrasse définitivement en 1325 (p. 129).

L'art oratoire de Pierre Roger devient alors la pierre angulaire de son activité. La deuxième partie (*Une éloquence d'encre et de parchemin*, p. 131-218) est consacrée à la composition des sermons et discours (collations), deux exercices de style qu'Étienne Anheim refuse de différencier pour les situer dans une même démarche de prise de parole politique religieuse (p. 136). L'étude des citations (la base du travail intellectuel au XIV<sup>e</sup> siècle) révèle une mobilité des références culturelles qui contraste avec l'image figée, soumise à l'autorité, de la scolastique médiévale traditionnellement colportée. L'intérêt pour l'Antiquité préchrétienne met à mal l'opposition entre humanisme et scolastique. Grâce aux nombreux manuscrits conservés et à la confrontation entre texte lu, notes marginales et le texte qui s'écrit, l'ambition d'Étienne Anheim est de développer une forme de génétique textuelle valable pour le XIV<sup>e</sup> siècle, tout en veillant à ne pas faire coïncider systématiquement les lectures, les notes et l'œuvre en gestation (p. 152). Pierre Roger convoque ses lectures comme argument d'autorité ou comme élément du raisonnement dans un souci de synthèse et d'appropriation afin de maximiser les effets rhétoriques et poétiques du « sermon moderne » hérité du XIII<sup>e</sup> siècle. Très libre avec le genre, il fait par ailleurs montre d'une grande capacité d'adaptation selon le public visé afin de privilégier une « spectacularisation de la parole » (p. 218) qui est révélatrice d'une société en mutation dans laquelle le charisme prend une dimension inédite.

Ces pratiques étaient néanmoins mises au service de l'institution, comme nous le rappelle la troisième partie (*La voix de l'institution*, p. 219-291). L'éloquence et l'érudition devaient servir à restaurer l'autorité pontificale (p. 253). S'interrogeant sur les rapports entre Ciel et Terre, Clément VI appelle à accepter le monde terrestre avec ses imperfections et à faire de l'Église l'institution médiatrice entre les deux mondes. La justification est politique : la réalisation du salut des croyants permet de légitimer la puissance temporelle de l'institution et son nécessaire engagement au monde, ce qui n'alla pas sans la double critique des courants évangélistes d'une part, et des États modernes de l'autre (p. 259). Mais comme le souligne Étienne Anheim, c'est moins l'originalité des idées et de la pensée de Clément VI qu'il faut retenir que l'usage contextualisé qu'il en fait pour révéler une « parole agissante » qui donne corps à la « monarchie pontificale ». L'Église de Clément est une structure pyramidale tripartite (clercs, religieux, prélats) qui est à l'image de la société tripartite féodale, couronnée par son souverain, le pape dans le cas présent (p. 277).

Mais tout cela pour mieux rappeler que le pouvoir de l'Église n'est pas un pouvoir comme un autre du fait de la mission qui lui incombe envers la communauté des croyants. Aussi l'impératif de la réforme est-il au cœur du programme de Clément et l'objet de la quatrième partie (*Réformer l'Église*, p. 293-338). Celui-ci s'accompagne d'une exigence morale accrue envers les représentants du clergé qui doit pallier la corruption de l'Église inhérente à son histoire et à son entrée dans ce que l'on considérait être son « quatrième âge », éloigné des temps primitifs érigés en modèle. Mais c'est une institution bienveillante que Clément VI veut faire advenir, ancrée dans le monde et répondant aux besoins des croyants. C'est sous son

pontificat que les indulgences prennent une signification nouvelle avec l'introduction sur une base théologique de la « comptabilité de l'au-delà » et de l'idée que les mérites des saints pouvaient aider les pécheurs, tandis que s'affirme une nouvelle théologie de la sainteté donnant la primauté à la vie du saint sur les miracles.

Le pontificat de Clément VI est donc bien plutôt le prétexte pour Étienne Anheim de saisir les limites du modèle qui avait promu l'Église en « institution englobante » (Alain Guerreau) au Moyen Âge, au sens où elle imprégnait les normes qui constituaient les références éthiques des comportements. Entretenant de remonter au nouage entre savoir et pouvoir à travers la trajectoire d'un homme, il mesure de manière magistrale comment le pape, riche de l'expérience avignonnaise, était parvenu à s'imposer comme une figure souveraine à part entière, pour mieux faire ressortir les paradoxes d'une institution de plus en plus bouleversée par des injonctions contradictoires. L'analyse d'Étienne Anheim nous aide alors à comprendre les mécanismes de la dialectique (au sens hégélien du terme) de la « religion comme moteur de la sortie de la religion » (Marcel Gauchet), l'Église accouchant elle-même, au gré de son expérimentation politique, l'autonomisation même du politique.

Éloïse Adde

**Richard NĚMEC, Architektur – Herrschaft – Land. Die Residenzen Karls IV. in Prag und den Ländern der Böhmisches Krone (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, 125; Publications du CLUDEM, 37), Petersberg: Imhof Verlag, 2015, 384 S., 69 Farb- u. 278 SW-Abb.; ISBN 978-3-86568-874-3; 89 €.**

Richard Němec ist es gelungen, mit seiner Dissertation einen außerordentlich wichtigen Baustein zur Gesamtkonstruktion der Territorialpolitik Kaiser Karls IV. vorzulegen. Neben Böhmen mit seiner Hauptstadt Prag konnte Karl IV. 1319 im Norden die Oberlausitz gewinnen, deren Hauptstadt Zittau an der südlichen Grenze liegt. Im Westen erwarb er zwischen 1353 und 1373 die Oberpfalz mit Lauf. 1373 erhielt er die Mark Brandenburg, wo er Tangermünde zu einer Residenz ausbaute. Schließlich ist das Vogtland mit Mylau zu nennen. Es entstand ein großer, zusammenhängender Herrschaftskomplex mit Böhmen und Mähren im Zentrum, der Oberpfalz und dem Vogtland im Westen, Schlesien im Osten sowie der Nieder- und der Oberlausitz und der Mark Brandenburg im Norden. Im Westen des Reiches lagen das Herzogtum Luxemburg und Brabant. Im Zentrum der Arbeit steht ein Vergleich der Prager Burg auf dem Hradschin mit vier Nebenresidenzen, wobei natürlich bedeutende Bauten wie der Veitsdom in Prag und die bei Prag gelegene Burg Karlstein gebührend in die Analyse einbezogen werden. Die Arbeitsweise von Němec lässt sich durch eine systematische Erschließung sämtlicher historischer und kunsthistorischer Belege charakterisieren, die mit einem breit gefächerten Themen- bzw. Methodenspektrum analysiert werden, das sowohl der politischen Geschichte als auch der Kunstgeschichte verpflichtet ist.

In einer ausführlichen Einleitung wird der Zusammenhang zwischen Architekturlandschaft und Territorialherrschaft skizziert. Als Vorbild einer intensiven

Heirats- und Territorialpolitik, die sowohl in militärischer als auch in administrativer Hinsicht Eindrucksvolles leistete, wird Karls Großonkel, Erzbischof Balduin von Trier, genannt, aber auch die Rolle seines Vaters, König Johanns des Blinden, wird ausführlich gewürdigt. Der zweite Teil der Einleitung befasst sich mit dem Begriff der Residenz und seiner Forschungsgeschichte in den letzten Jahrzehnten, wobei immer wieder auch Themen der Inszenierung und Darstellung politischer Herrschaft, die Formen und Medien symbolischer Kommunikation sowie die Frage des intendierten Rezipientenkreises eine wichtige Rolle spielen.

Der erste Hauptteil der Arbeit behandelt auf 60 Druckseiten die „Materialisierung der luxemburgischen Herrschaftsidee“ anhand der ab 1333 ausgebauten Prager Burg. Neben der Quellen- und der Literaturlage wird die erhaltene Bausubstanz anhand zahlreicher Pläne und Fotos intensiv gewürdigt. Němec stellt bei dem großen Saal die Tradition der kaiserlichen Pfalzen heraus und kann im Dispositionsschema zahlreiche Parallelen zum Papstpalast in Avignon feststellen. Intensiv wird die Rolle der Apartments und der Kapellen gewürdigt und ein Kontext zum Krönungsordo hergestellt.

Besser zu greifen ist die Geschichte und Ausstattung der ab 1353 errichteten Residenzburg in Lauf, die auf 60 Seiten ausgebreitet wird. Besondere Aufmerksamkeit erfordern hier die Erkerkapelle im Hauptsaal, die große Kapelle im Erdgeschoss und das Oratorium im Bereich des Wappensaales. Sie machen deutlich, in welchem Maße die Residenzbauten auch Kultzentren waren, und regen an vielen Stellen zu Vergleichen mit der Reliquienburg Karlstein an. Von großem Interesse sind auch die Analysen zu dem Wappensaal, in dem die Wappen der böhmischen Städte und des Adels angebracht sind. Diese Wappenserien waren ein zentrales Medium der politischen Kommunikation im 14. Jh. Man findet sie z. B. zudem auf den Rückseiten der Bilderhandschrift von Kaiser Heinrichs Romfahrt, aber auch in der eigentlichen Bilderhandschrift spielen die Wappen der dargestellten Personen eine wichtige Rolle.

Das vierte Kapitel ist der „Trutzburg Mylau“ im Vogtland gewidmet, deren Geschichte und Aussehen anhand zahlreicher historischer und moderner Aufnahmen analysiert wird. Hier verdient die Darstellung des böhmischen Landespatrons, des hl. Wenzel, über dem Markttor besondere Aufmerksamkeit, weil sie belegt, wie der Kult des böhmischen Landesheiligen vom Prager Veitsdom aus auch auf die Residenzorte ausstrahlte.

Das folgende Kapitel über das Zittauer Land ist zweigeteilt. Es behandelt zunächst die Zollburg und Vogtsresidenz Neuhaus, weiter das Verwaltungshaus und schließlich die Burg- und Klosteranlage auf dem Mons Imperialis. Mit der Analyse der Cölestinerkirche auf dem Oybin wird erstmals auch ein Sakralbau in die Analyse einbezogen. Exemplarisch wird hier die Bedeutung der Kloster- und Stiftsgründungen für den Ausbau des Territoriums deutlich, aber auch die zahlreichen Wechselbeziehungen zwischen der Profan- und der Sakralarchitektur.

Das letzte Kapitel ist der Residenz in Tangermünde in der Mark Brandenburg gewidmet, die nach 1373 entstand. Hier kann Němec interessante Belege für die zeremonielle Nutzung der Residenz anführen, die er durch Verweise auf die Goldene Bulle vertiefen kann. Die Analyse der komplizierten Geschichte des Baus, von dem

wenige materielle Spuren erhalten sind, macht deutlich, dass in Tangermünde geradezu der Prototyp einer königlichen bzw. kaiserlichen Burg und Residenz entstand. Wichtig für die Nutzung der Anlage ist außerdem, dass sich mehrere Kapellen sowie ein umfangreicher Reliquienschatz nachweisen lassen. Auch die Residenz in Tangermünde besaß eine umfangreiche Bildausstattung, die der politischen und dynastischen Repräsentation diente: Nach einer Beschreibung von 1564 waren im großen Saal Bilder des Kaisers und des Kurfürstenkollegs, ein genealogischer Zyklus und Turnierdarstellungen angebracht. Hier werden viele Bezüge zu Karlstein erkennbar, aber auch zur Bilderhandschrift von Kaiser Heinrichs Romfahrt, und schließlich könnte man auch auf die zahlreichen Darstellungen in der in etwa gleichzeitig entstandenen Manessischen Liederhandschrift verweisen, die deutlich macht, dass es eben nicht nur um politische und dynastische Repräsentation ging.

Eine fünfseitige, sehr komprimiert und anspruchsvoll geschriebene Zusammenfassung versucht, die vielen in der Arbeit angeschnittenen Einzelaspekte zusammenzubinden.<sup>1</sup> Neben den zahlreichen Abbildungen zeigt auch das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis das breite Fundament, auf dem die Arbeit ruht. Es ist Němec gelungen, nicht nur im Bereich der Residenzenforschung, sondern auch der politischen Kommunikation einen wichtigen Beitrag zu leisten. Er ergänzt hier ältere Studien zu den luxemburgischen Oberzentren Aachen, Frankfurt und Nürnberg. Dies gilt nicht minder auch für die kunst- und stilgeschichtlichen Aspekte der Arbeit, wo die Wechselwirkungen zwischen den großen Kirchenbauten der Zeit (Veitsdom in Prag) und der Architektur der Residenzen aufgezeigt werden kann. Hier regt die Arbeit zu weiteren Forschungen an. Etwa wäre die Frage durchaus noch weiter zu vertiefen, welche Rolle die Residenzen in der Reliquienpolitik Kaiser Karls IV. gespielt haben, die kürzlich Martin Bauch eindrucksvoll dargestellt hat.<sup>2</sup> Eine weitere Frage richtet sich nach dem inneren Ausbau der Territorien, wo wir eben nicht nur nach der Rolle der Residenzen, sondern auch der Burgen und nicht zuletzt auch der Klöster und Stifte fragen müssen. Und schließlich wäre es wünschenswert, bei der Rekonstruktion des Gesamtsystems die Rolle der Stammlande im Westen etwas stärker in den Blick zu nehmen. Ich denke, dass sich dann der eingangs postulierte Zusammenhang zwischen Territorialstaat und Architekturlandschaft noch um vieles deutlicher abzeichnen wird.

**Wolfgang Schmid** (Winningen)

<sup>1</sup> Von der umfangreichen Dissertation besteht eine „Kurzfassung“, die weder an Abbildungen noch an Fußnoten spart und drei der sechs untersuchten Beispiele behandelt: NĚMEC, Richard, Machtinszenierung Karls IV. Profane Architektur in den Ländern der Corona regni Bohemiae: Böhmen 1333 – Obere Pfalz 1353 – Mark Brandenburg 1373, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 74 (2011), S. 449-488.

<sup>2</sup> BAUCH, Martin, *Divina favente clemencia*. Auserwählung, Frömmigkeit und Heilsvermittlung in der Herrschaftspraxis Kaiser Karls IV. (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, 36), Köln 2015 (mit zahlreichen Belegen für Zittau, Tangermünde und Lauf).



**Monnaies de compte et monnaies réelles: Pays-Bas méridionaux et principauté de Liège au Moyen Âge et aux Temps modernes, éd. par Johan VAN HEESCH, Jean-Marie YANTE et Hannes LOWAGIE, Louvain-la-Neuve: Association Professeur Marcel Hoc, 2016, III et 227 p.; ISBN 978-2-930449-16-6; 40 €.**

Wer an Numismatik und geldgeschichtlichen Problemen im Raum der südlichen Niederlande und des Fürstentums Lüttich im Mittelalter und der Frühen Neuzeit interessiert ist, wird an diesem Band nicht vorbeigehen, an dem zwölf der führenden Spezialisten auf diesem anspruchsvollen Forschungsgebiet mitgearbeitet haben. In allen Beiträgen geht es um das komplexe Verhältnis von realem Geld, das für Zahlungsoperationen verwendet wurde, und Rechen- oder Zählgeld, das eine Zahlung wertmäßig mit anderen vergleichbar machte.

Johan van Heesch leitet den Band ein mit einer klugen Studie über das Wesen des Rechengeldes (La monnaie de compte, S. 3-9). Als dessen Bezugspunkt diente entweder eine noch im Geldumlauf befindliche Münze oder eine alte Münze mit guter Reputation und weitem Bekanntheitsgrad. Das älteste Zählsystem war im Mittelalter das karolingische mit dem nicht ausgeprägten Pfund (*livre/libra*) zu 20 auch nicht ausgeprägten Schillingen (*sous, solidi*) und 240 Pfennigen (*deniers/denarii*), die auch als Halbpfennige (Obole) auf Silberbasis ausgebracht wurden. Im 13. Jh. wurden die Schillinge (oder Groschen, von *denarius grossus*), erstmals in Tours ausgeprägt, bald in ganz Europa nachgeahmt. In Flandern nannte man sie auch *escalins (sous, sols)*. So kann van Heesch aus den Quellen des 14. Jh.s das Zählsystem für die *Livre de gros de Flandre* wie folgt angeben (S. 8): 1 Livre = 20 Sol (*Sous*) = 240 Deniers = 720 Esterlin(s) = 5760 Mites.

Jean-Marie Yante widmet den vor allem im Spätmittelalter so wichtigen Wechslern eine sehr interessante Studie (Les changeurs au Moyen Âge, S. 11-19). Aufgrund der Vielzahl der Münzstätten, der gerade im 14. und 15. Jh. wachsenden Ausdifferenzierung der Münzsorten und der beachtlichen Zahl an Rechengeldsystemen waren die Wechsler im Wirtschaftsleben unverzichtbar, von den Landesherren hochgeschätzt und privilegiert, aber auch kontrolliert. Yante verweist mit Recht auf die beachtliche Zahl von Wechslern in der Reichsstadt Metz. In Brügge haben sich aus dem 14. Jh. zwei knappe Rechenbücher erhalten. Wechslerkollegien gab es 1441 in Arras, Brügge, Brüssel, Douai, Gent, Lille, Mechelen, Mons, Saint-Omer, Tournai, Valenciennes und Ypern. Die Wechsler übernahmen auch Bankfunktionen, den Edelmetallhandel, Aufgaben bei der Münzprägung, Kreditgeschäfte. Mit dem Rückgang der Münzstätten und der Vereinheitlichung der Gepräge unter burgundischer Herrschaft sowie der Stabilisierung der Gold-Silber-Relation seit etwa 1450 sank die Zahl der Wechsler. Sie wurden weitgehend überflüssig.

Die weiteren Beiträge orientieren sich jeweils an einem Territorium oder mehreren Herrschaften. Zunächst befasst sich Sergio Boffa mit dem Herzogtum Brabant, dem Herzogtum Limburg und den Besitzungen jenseits der Maas (S. 22-40). Er referiert kurz über die brabantische Münzprägung vom 11. Jh. bis 1431. Johann I. (1268-1294) begann nach englischem Vorbild mit der Ausprägung des Esterlin, einer stabilen Kleinmünze im Wert von 3 Pfennigen. 3 Esterlin galten 1 Touronenser Groschen. 1291 haben sich die Münzer von Brüssel und Löwen erstmals organisiert. Herzog Johann II. stützte diese Reform, indem er 1298 eine neue Gilde mit

der erstaunlichen Zahl von 200 Münzern etablierte. Unter Johann III. (1312-1355) wurde zu Beginn der 1330er Jahre die Prägung von Goldmünzen begonnen. Zu den schönsten Stücken zählte der *Double mouton d'or* der Witwe Jeanne de Brabant (1356-1406), den sie 1367 prägen ließ. 1433 ging das Münzrecht auf Philipp den Guten von Burgund (1430-1467) über. Ähnlich ausführlich wird die Münzprägung im Herzogtum Limburg und den Herrschaften östlich der Maas dargestellt. Wichtig ist der Hinweis, dass man zur Prägung von Silbermünzen aus technischen Gründen nicht reines Silber, sondern nur Königssilber mit einem Reinheitsgrad von 23/24 (95,833%) verwenden konnte. Bei der Erörterung der Rechengeldsysteme unterscheidet Boffa nach H. van Werveke zwei Typen von Referenzmünzen: Bei Typ A handelt es sich um ein fixiertes Gewicht von Feinmetall, enthalten in einer Münze, deren Prägung eingestellt wurde, deren Prägevorschriften aber allgemein bekannt waren; bei Typ B basierte das Rechengeldsystem auf einer noch im Umlauf befindlichen Münze, die als Referenz (*monnaie de soudure*, *monnaie d'attache* oder *link money*) diente. Die wichtigste in einer Vielzahl von Referenzmünzen war wegen der zahlreichen benachbarten Münzstände der *oude schild*, die Goldmünze Ludwigs des Bayern bzw. Philips VI. von Frankreich mit 4,532g Goldgewicht und einem Rechenwert von 16 (schweren) Touronenser Groschen.

Sehr nützlich ist auch der Bericht über die Münzprägung und die Rechengeldsysteme zwischen 1000 und 1500 in Flandern, den Hannes Lowagie geschrieben hat (S. 41-58). Mit der Nachprägung der Touronenser Groschen begann Robert von Béthune (1305-1322), aber einen neuen Münztyp schuf 1337 Graf Ludwig von Nevers (1322-1346), den *gros Flamand* oder Löwengroschen (*gros au lion*). Unter Louis de Male (1346-1384) begann mit dem *Lion d'or* die Prägung von Goldmünzen. Das wichtigste Rechengeldsystem in den burgundischen Niederlanden zwischen 1433 und 1496 war das Pfund flämischer Groschen oder *livre de 240 gros*.

Aus Platzgründen können die Beiträge zu den kleineren Territorien nur summarisch genannt werden. Valeria Van Camp berichtet über die Grafschaft Hennegau (S. 59-79), Jean-Marie Yante über Grafschaft/Herzogtum Luxemburg (S. 81-93), in der Münzprägung immer etwas stiefmütterlich behandelt, Alain Fossion über die Grafschaft Namur (S. 95-110) mit sehr komplexen Rechengeldsystemen, Rombout Nijssen über das Fürstbistum Lüttich (S. 111-136), wo am Ende des 14. Jh.s unter Bischof Arnold (1378-1389) neben der Guldenprägung auch die Ausgabe von Billonmünzen (Silber/Kupfer) in großem Stil aufgenommen wurde; 1545 folgte die erste Talerprägung nach dem Vorbild des Deutschen Reiches. Valeria Van Camp schließt die Serie der einzelnen Territorien mit ihrer Studie „Tournai et le Tournaisis“ (S. 127-136), die eine bemerkenswerte Liste von Wechselkursen aus Tournai enthält, die von 1318-1349 reicht.

Der Großmeister der mittelalterlichen Geld- und Währungsgeschichte, Peter Spufford, hat den Rechengeldsystemen (*moneys of account*) in den burgundischen Niederlanden eine glänzende Darstellung gewidmet (S. 137-161), die den Forschungsstand ungemein bereichert. Er verweist kurz auf die Kölner Rechenmark zu 12 Schillingen und 144 Pfennigen, die auch in einigen, dem burgundischen Herrschaftsraum benachbarten Städten gebräuchlich war, etwa in Aachen, in Deventer und Venlo. Nach 1433/34, als Herzog Philipp der Gute die Prägung von Gold- und Silbermünzen in den fünf Fürstentümern vereinheitlichte – tonangebend wurden

flämische Silbermünzen und Rechengeld für die gesamten burgundischen Niederlande – gab es bis 1444 noch 14 unterschiedliche Rechengeldarten, von denen Spufford zwei als „dominant“ bezeichnet, das Pfund von 40 flämischen Groschen (*Groten*) und das Touronenser Pfund französischen Geldes. Auch Goldmünzen konnten zu Referenzmünzen im Rechengeldsystem werden, etwa in Frankreich der gold franc von 1360, der offiziell ein Pfund Touronenser Groschen wert war und diese Relation bis 1385 halten konnte. In den 1450er Jahren galt der Goldgulden der rheinischen Kurfürsten und des Kaisers einige Jahre lang 40 flämische Groten, aber aufgrund der Veränderungen in der Gold-Silber-Ratio sank der geprägte Gulden im Wert, so dass man zwei Gulden mit unterschiedlichem Wert bekam, einen geprägten und einen Rechengulden, dessen Basis nicht Gold war, sondern der umlaufende Silbergroschen (*Groten, Stüver*). Im Detail werden die Rechengeldarten in den direkt regierten burgundischen Herrschaften analysiert: Brabant, Hennegau, Holland, Luxemburg, ergänzt durch Ausblicke auf Burgund selbst, Lüttich, Cambrai, Utrecht (Overijssel), Geldern, Kleve, Jülich, die durchaus unter burgundischem Einfluss standen.

Den letzten großen Beitrag in diesem Band haben Erik Aerts und der berühmte Wirtschaftshistoriker Herman van der Wee den frühneuzeitlichen Jahrhunderten der spanischen und österreichischen Niederlande (*Les Pays-Bas espagnols et autrichiens*, S. 163-200) gewidmet. Karl V. bemühte sich, die Stabilitätspolitik seiner burgundischen Vorgänger im Münzwesen fortzusetzen, mit einigem Erfolg, aber schon eine Münzdevaluation von 1551 zeigt eine deutliche Verschlechterung bei den kleinen Silbermünzen, nämlich um 18% seit 1492. Nach der Mitte des 16. Jh.s beschleunigte sich die Zerrüttung des Münzwesens trotz der Reformversuche des spanischen Gouverneurs Alexander Farnese, der die Wirkung des später so genannten Gresham'schen Gesetzes nicht aufhalten konnte. Das gute, d. h. schwere Silbergeld wurde ins Ausland gebracht oder gehortet, das schlechte setzte sich durch. Der über Spanien laufende Zufluss von Silber aus den Minen der Neuen Welt führten zu einer relativen Überbewertung des Silbergeldes und zu einer Unterbewertung der Goldmünzen, die aus dem Geldumlauf verschwanden. Um eine Reform des Geldwesens bemühte sich Erzherzog Albert von Österreich: Durch drei Ordonnanzen von 1599 sollte der Wert der Goldmünzen gesteigert werden. Am Anfang des 17. Jh.s wurden in Antwerpen Unmengen an Goldmünzen geprägt. Aber unter der Goldhaube verloren die kleinen Silber- und die Kupfermünzen an Wert und auch das Rechengeld erlebte eine Baisse. Es kam zu spekulativen Exporten von Goldmünzen nach Holland und Seeland. Um die monetären Reformen voranzutreiben, lud Erzherzog Albert im Februar 1611 alle Repräsentanten der Provinzialstände und die städtischen Autoritäten zu einer Geldkonferenz nach Brüssel. Eine neue Ordonnanz vom 4. April 1612 schuf eine schwere Silbermünze von 28,19 g, mit Silberfeingehalt von 87,5%, den *Patagon*, auch *Albertusdaalder* genannt. 1618 folgte der noch schwerere *Ducaton* von 32,48 g (94,44% fein). Der reiche Zustrom von amerikanischem Silber in den ersten Jahrzehnten des 17. Jh.s erlaubte zwischen 1612 und 1675 die Prägung von Münzen im Wert von 202 Millionen Gulden. Ein Großteil der Patagone und Ducatone floss nach Amsterdam ab und von hier in den Hanseraum, nicht zuletzt über die Vereinigte Ost-Indische Compagnie in die ostasiatischen Länder, die Lieferanten von Luxusprodukten. Die

Amsterdamer Wisselbank bezeichnete diese Silbermünzen 1641 als *negotiepenningen*. Dank dieser Bank entstand ein „système de monnaie de compte double“ in Form von Bankgeld und Kurantgeld. Während die nördlichen Niederlande aufstiegen, blieben die südlichen im wirtschaftlichen, vor allem monetären Bereich, in den bis 1740 anhaltenden Krisen. Eine Bankgründung nach dem Vorbild der Amsterdamer Wechselbank, 1763 angeregt von Erzkanzler von Kaunitz, scheiterte, Brüssel und die südlichen Niederlande bekamen bis zum Ende des Ancien Régime keine öffentliche Bank.

Im letzten Abschnitt ihres Beitrags stellen Aerts und van der Wee als wichtigstes Rechengeld der Neuzeit den Gulden heraus (La domination du florin, S. 182-194), wobei die Anfänge bis ins 14. Jh. zurückverfolgt werden. Die Ergebnisse sind absolut überzeugend.

Im Anhang findet man eine Bibliographie (S. 201-206), aus der Feder von Hannes Lowagie eine Auswahl von „Placcards, ordonnances et textes monétaires illustrés“ (S. 207-220) und von Johan van Heesch eine nützliche Übersicht über die wichtigsten numismatischen Sammlungen in Belgien (S. 221-224).

Den Autorinnen und Autoren dieses beeindruckenden Bandes kann man nur gratulieren.

**Franz Irsigler** (Konz)

**Pol SCHILTZ, Al ESTGEN, Robert von Monreal Abt und Herr in Echternach 1506-1539. Urkunden- und Quellenbuch. Teil I – 1506 bis 1531, Teil II – 1532 bis 1539 (Echternacher Schriftquellen. Sources epternaciennes, 1/1 und 1/2), hrsg. von Willibrordus-Bauverein a.s.b.l. Echternach, Trier: Kliomedia, 2016, 952 S.; ISBN 978-3-89890-204-5 / 978-99959-971-0-6; 87 €.**

L'abbé Robert de Monreal, présenté par Al Estgen, est né à une date inconnue dans une famille noble de l'Eifel. Il entre en 1495 comme novice à l'abbaye bénédictine d'Echternach. Dix ans plus tard, alors qu'il vient à peine d'être ordonné prêtre, le jeune Monreal est élu abbé à l'unanimité de ses confrères. Le vote est confirmé par le pape Jules II en 1506, l'abbaye d'Echternach dépendant directement du Saint-Siège. Son règne de plus de trente ans sera marqué par diverses crises : la guerre contre les Turcs (n° 262 ss., nos 506, 578, 552), les conflits religieux avec l'émergence du réformisme luthérien (n° 485) et l'humanisme militant, les velléités de révoltes paysannes (n° 402). L'abbé de Monreal réagit en érudit : *bibliothecam nobiliter auxit*. Dans les registres de Monreal se trouve une lettre de Johannes Cesarius à Philippe Melanchthon (n° 730), alors qu'il ne semble y avoir eu aucun lien entre l'abbé d'Echternach et le célèbre théologien disciple de Luther.

Robert de Monreal a conscience de son statut comme prêtre, prélat ecclésiastique et seigneur temporel qui a une dignité à afficher et à défendre. Soucieux d'attirer de nouveaux novices nobles, il modernise l'église abbatiale, en embellit le décor, restaure l'orgue, fait fondre une cloche de 70 livres. En 1526, il fait même construire une *stuffera*, une pièce chauffée, espèce de salle de bain, comme le rappelle une plaque commémorative toujours conservée dans un mur de la maison Decker

installée dans l'ancienne pharmacie abbatiale<sup>1</sup>. Les soucis de santé de l'abbé se reflètent dans certains textes évoquant le médecin Laurentius Fries et ses recettes pharmaceutiques ayant recours à l'opium (n° 335) ou les recommandations du docteur Simonis Rychwin (n° 606).

L'abbé de Monreal défend les privilèges et prébendes de son couvent, accepte des donations contre des messes, se fait confirmer ses possessions par les empereurs Maximilien et Charles Quint, fait faire des copies des chartes à Trèves et refuse de rejoindre la congrégation réformiste de Bursfeld. Comme prince d'Empire, il montre assez peu de zèle, n'assiste guère aux *Reichstage*, répugne à verser sa contribution aux frais des guerres contre les Turcs. Il est néanmoins nommé commissaire pour le Duché de Luxembourg dans cette affaire (n° 541) et récompensé par le pape et par l'empereur, alors même qu'il tarde à payer ses impôts à l'Empire. Comme suzerain, il traite avec ses vassaux, de plus en plus de simples bourgeois ou paysans, le fief pouvant revêtir la forme de bail concernant des terres arables ou des services. En cas de litige, l'abbé n'hésite pas à plaider sa cause devant le Grand Conseil des Pays-Bas à Malines. Comme seigneur d'Echternach, l'abbé contrôle la ville en nommant l'écoute, le justicier, les échevins. Le conflit avec les bourgeois éclate en 1520 quand ceux-ci réclament *mit vast geswintlichen frevel und uppigen worten* leurs droits et libertés, le prélat-seigneur les menaçant de confiscation de biens (*amissionis omnium bonorum*). Il s'en prend aussi aux prérogatives du prévôt, représentant du gouverneur du Duché, le margrave Philippe de Bade qu'il entend écarter de la gestion de la ville. Il se considère encore comme curateur principal de l'hospice d'Echternach, lequel appartient en réalité aux citoyens (*Bürgerhospital*). D'autre part, Robert fut un abbé bâtisseur, qui a fait agrandir ou modifier le *Denzelt* (n° 228<sup>2</sup>) et reconstruire le château fort de Bollendorf, peut-être comme refuge en cas d'émeute à Echternach ou d'attaque de soldats maraudeurs. Comme propriétaire terrien, il veille à la prospérité de sa maison, basée sur l'exploitation agricole et la vini-viticulture. Les revenus se composent des différentes formes de dîmes, de baux d'affermage, de contrats locatifs. En effet, l'abbaye n'exploite pas elle-même ses terres, qui donnent lieu aussi à la sylviculture. Les droits de pêche (au saumon entre autres) et de chasse (au faucon) sont défendus sans concession. On s'occupe même de la basse-cour (n° 650 : *census gallinarum*). Le noble abbé d'Echternach vit selon les standards de sa classe sociale : contacts sociaux multiples, échanges de cadeaux et de bons procédés, fêtes mondaines (Carnaval à Bollendorf), plaisirs gastronomiques (n° 696 : menu de kermesse). Robert de Monreal portait « d'or à sept losanges de sable posés 4-3 ». Les restes de son sépulcre (XVII<sup>e</sup> siècle) avec les débris de son épitaphe en latin érigé jadis dans la nef nord de l'abbatiale sont exposés aujourd'hui au musée lapidaire attenant<sup>3</sup>.

Le contenu des quinze cent trente-neuf documents transcrits – sans être traduits – touche de nombreux aspects de la vie monacale au sein de la société du XVI<sup>e</sup> siècle. Ainsi, les moines d'Echternach avaient certes le droit théorique d'élire leur futur abbé. En pratique, comme nous l'apprend le document n° 9 datant de 1506,

<sup>1</sup> Témoignage de 2016 de Will Decker, propriétaire actuel de ladite maison.

<sup>2</sup> Voir G. Kiesel, « Aufdeckung alten Echternacher Kunstgutes », *Luxemburger Wort*, 06.11.1948.

<sup>3</sup> Cette collection lapidaire fait partie du Centre de documentation sur la procession dansante d'Echternach fondé par Théophile Walin, curé doyen.

le candidat abbé était bien inspiré d'envoyer au préalable de l'argent au pape pour se concilier sa faveur : illustration de la vénalité des charges. Une série de documents relatifs à la confirmation de l'abbé de Monreal par le pape Jules II (n<sup>os</sup> 1-9) et l'archevêque de Trèves Jacques II (n<sup>os</sup> 12-13) thématisent la ritualisation de ce processus de transmission des pouvoirs spirituel et temporel.

Les diverses attributions de l'abbé le confrontaient avec les corporations des bouchers, merciers et pêcheurs d'Echternach (n<sup>o</sup> 18), concernent des contrats de location de biens (n<sup>o</sup> 37), un échange de propriétés avec les moniales clarisses d'Echternach, des citoyens vassaux d'Echternach (n<sup>o</sup> 42), le paiement d'une dette à l'égard de l'abbé de Saint-Maximin (*redempt(io) pensio(n)is ap(ud) s(anctum) Maximinu(m)*, n<sup>o</sup> 44) ou encore un voyage de l'abbé dans le Brabant pour récupérer des rentes et des intérêts réclamés depuis plusieurs années (n<sup>o</sup> 84). Le n<sup>o</sup> 509 présente les prix de certaines marchandises (épices e.a.) au port d'Anvers et le n<sup>o</sup> 534 énumère les principales monnaies en circulation, en or ou en argent, avec leur valeur de marché.

Le double volume comporte une édition établie à partir de chartes, d'actes, de registres de copies et de regestes de l'époque de l'abbé Robert de Monreal (1506-1539) conservés aux Archives nationales et à la Bibliothèque nationale à Luxembourg, aux Archives communales d'Echternach, au *Landeshauptarchiv Koblenz* et au *Stadtarchiv Trier*. Dans leur introduction, les éditeurs scientifiques précisent la nature des textes qu'ils ont retenus et transcrits. Comme la plupart des chartes originales sur parchemin ont disparu, ils ont eu recours essentiellement aux copies établies par l'archiviste Willibrord Schram (1526-1541). Celui-ci, connaissant les dangers guettant les précieux papiers, en gardait plusieurs versions en divers endroits du couvent. Chaque texte transcrit est précédé d'une grille signalant la source et le statut du document (original, copie, regeste). Les textes édités sont numérotés d'après leur datation, parfois conjecturale ou reconstituée d'après le calendrier trévirois en usage à l'époque dans la région concernée. L'édition comporte aussi le texte de certaines copies de lettres se rapportant à des questions essentielles. Des textes déjà édités par Camille Wampach ou Nicolas Majerus ne sont pas reproduits mais signalés et éventuellement résumés, tout comme des regestes répertoriés ailleurs. Certaines pièces sont très délabrées et se déchiffrent difficilement, minuscules et majuscules étant presque indécidables. Les éditeurs scientifiques insistent sur l'état matériel des manuscrits, rapportant par exemple l'inscription marginale : *Is ahn diesen orth gelochert und also nit zu lesen dis wortlain* (n<sup>o</sup> 20).

La transcription des textes a pris huit ans. La difficulté a résidé surtout dans le fait des scribes-copieurs multiples aux écritures disparates, aux graphies non standardisées, aux phrases privées de point final, aux nombreux sigles et abréviations, notamment en latin. Outre la reconstitution, parfois au jour le jour, de l'histoire abbatiale, ce sont les aspects linguistiques, culturels et politiques qui font l'intérêt du présent travail. Ainsi, à l'époque de la Renaissance, le trilinguisme des textes transcrits révèle le maintien du latin comme langue essentiellement juridique où le retour de formules rituelles apporte un supplément d'authenticité et de fiabilité. L'emploi du français ou de l'allemand – à connotation fortement dialectale – semble réservé à des usages plus pratiques, plus terre à terre, mais non moins essentiels. Les étudiants, chercheurs et doctorants qui utiliseront ces deux volumes

pourront y détecter des thématiques philologiques, où des considérations orthographiques et phonétiques ouvrent des pistes prometteuses. Il serait p. ex. utile de faire le départ entre le haut allemand et les variantes locales dues sans doute à l'origine du copiste. D'autres recherches permettront de reconnaître certains lieux-dits epternaciens (n° 218 : *Vorport* ; n° 1529 : *Hontzwinckel*) et autres, relais de la mémoire géographique locale.

Des termes spécifiques sont correctement expliqués, les dictionnaires spécialisés et les publications historiques sont mis à contribution, des événements militaires, des personnages politiques, des toponymes, des pratiques sociales, des rituels économiques (n° 117 : liste des recettes de l'abbaye au Brabant ; n° 119 : contrat de location du *Hammhof*) font l'objet de notices. Telle annotation est cependant déroutante, car imprécise et sans indication de source : « Beidlingen ist heute in die Stadt Echternach einverleibt » (n° 71). Aux environs d'Echternach on connaît par contre Beilingen (Kreis Bitburg) et Beidlingen près de Trèves. L'étude de Heinrich Tiefenbach, « Zum Namengut in frühen Urkunden aus Echternach und Pfalz. Möglichkeiten und Grenzen seiner Identifizierung » (*Beiträge zur Namenforschung N. F.*, 18, 1983) aurait pu fournir des explications à ce sujet. Mais en général, la riche bibliographie est à la hauteur des ambitions affichées.

L'index onomastique et thématique permet au lecteur de s'orienter rapidement. Un glossaire indexé pareillement reprend les principaux termes techniques récurrents. On peut regretter que l'édition ne comporte pas un seul fac-similé de pièce transcrite et que les registres en tête de document soient parfois laconiques et manquent de cohérence. Le travail des éditeurs est toutefois globalement positif et apporte un éclairage concret sur l'époque de référence : il devrait engendrer des recherches plus ciblées encore.

**Frank Wilhelm**

**Lettres de l'abbé Jean Bertels à son cellérier Jean de Luxembourg, Traduction : Pierre KAUTHEN, Notes et commentaires : Pol SCHILTZ (Sources epternaciennes. Echternacher Schriftquellen, 2), éd. par l'Œuvre Saint-Willibrord a.s.b.l. Echternach, Trier: Kliomedia, 2016, 115 p.; ISBN 978-3-89890-206-9 / 978-99959-223-0; 32 €.**

Les éditeurs du présent volume n'en sont pas à leur première publication concernant l'histoire de l'abbaye bénédictine d'Echternach.<sup>1</sup> Leur récente publication commune est consacrée à la fin de la vie du premier historien luxembourgeois, Jean

<sup>1</sup> Voir notamment *Frère Oswald Keess, La retraite honorable et religieuse*, traduit et commenté par Pierre KAUTHEN et Pol SCHILTZ (2008) ; *Ephemeriden des Pladicus Eringer*, Übersetzung und Kommentar von Pol SCHILTZ und Pierre KAUTHEN (2009) ; *Collectarium documentorum atque memorabilium parochialis ecclesiae sanctorum Petri et Pauli in Epternaco quae asservantur in archiviiis tum Sti Clementis Willibrordi, dum dictae parochialis ecclesiae. Collectore ac moderatore eusdem fratre Oswaldo ab anno 1704 usque 1733 und Pfarr-Register der Pfarrei Echternach betreffend die Zeit seit dem Amtsantritt von Pfarrer Oswald Keess im Jahre 1704 bis zur Überführung der Reliquien des hl. Willibrord im Jahre 1906*, übersetzt und übertragen von Pierre KAUTHEN (2012); cf. supra le compte rendu de Pol SCHILTZ und Al ESTGEN, *Robert von Monreal, Abt und Herr in Echternach, 1506–1539. Urkunden- und Quellenbuch* (2016).

Bertels (1544-1607), bénédictin originaire de Louvain. Il fut d'abord cellérier, puis abbé de Neumünster à Luxembourg avant de présider dans les mêmes fonctions aux destinées de l'abbaye Saint-Willibrord (de 1581 à son décès). Son règne fut marqué par de graves problèmes, militaires, juridiques, économiques. Nommé à ce poste par le roi d'Espagne Philippe II, Bertels eut à affronter les difficultés liées au soulèvement des Néerlandais contre ce *roi très catholique*. Ainsi, des soldats néerlandais protestants – considérés comme héros dans leur patrie et comme flibustiers dans les Pays-Bas espagnols – prirent la ville d'Echternach et exigèrent 20.000 écus pour la libération de l'abbé Bertels. Cette prise d'otage qui laisse des documents archivistiques est une des causes de la relative pauvreté de l'abbaye par la suite. Le nombre de moines s'élevait à sept en 1596, outre l'abbé prisonnier. En 1602, ils étaient au nombre de dix, plus l'abbé. Parmi les moines, un dénommé *Johannes Lutzemburgensis* (originaire de Luxembourg), qui allait devenir « cellérier » : économe comptable. C'est à lui que l'abbé Bertels, exilé d'abord à Trèves puis à Luxembourg, demande des comptes et des nouvelles sur le fonctionnement de l'abbaye d'Echternach et de ses nombreuses dépendances.

C'est ce Jean de Luxembourg qui a recopié dans un registre spécial conservé aux ANLux (A-XXIX-1206) les lettres que Bertels lui adressait et dont les originaux sont perdus. Cent quatre-vingt-dix-huit lettres nous sont parvenues en copie, la première envoyée de Trèves le 1<sup>er</sup> janvier 1601, la dernière étant datée d'Echternach, le 22 novembre 1606. Bertels apparaît comme un supérieur exigeant sur la tenue des comptes, sur la ponctualité et l'intégralité des versements, redevances et autres privilèges dus à sa « maison ». Même si le prélat demande parfois à son subordonné de le « recommander dans ses prières », il n'est guère question du bon Dieu dans ses missives, ni même de pratiques religieuses. Son souci est d'ordre matériel, temporel. Il s'agit de maintenir à flot les finances du couvent, d'équilibrer les bilans, d'augmenter les recettes, de diminuer les dépenses. Des personnages importants extérieurs au couvent sont évoqués, comme le président du Conseil provincial Jean Benninck ou le peintre Antoine Stevens (n° 11), auteur du retable en l'honneur de saint Willibrord. Aucune clémence de la part de Bertels quand il s'agit de presser les paysans, artisans ou bourgeois qui doivent de l'argent ou des redevances au couvent : « extorquer le payement à tous sans pitié » (n° 2).

Le traducteur Pierre Kauthen relève les variantes stylistiques dans la rédaction des lettres, qui peuvent manquer d'élégance et trahir une certaine urgence. L'épistolier peut se montrer familier, traiter son correspondant de « cher confrère » (n° 95) tout en lui intimant des ordres précis signés « ton ami » (n° 130). Les lettres peuvent concerner aussi bien des mesures économiques, des conseils juridiques (n° 125), des observations sur les relations avec les moniales clarisses d'Echternach (n° 158) que des directives touchant aux chevaux de trait (n° 24) ou de selle, à l'habillement des moines (n° 52, n° 116), au commerce de poissons (n° 173), à la vini-viticulture – le vin de Steinheim (n° 124) et celui de *Wormeringen* (n° 182) donnant lieu à des remarques –, aux agnelages (n° 123), aux libations à l'occasion des « bacchanales / du Carnaval » (n° 6), à l'élevage de porcelets (n° 72) ou encore à la réception en l'honneur du gouverneur de Luxembourg Pierre-Ernest de Mansfeld (n° 156). Les lettres révèlent les nombreux métiers ou emplois que les membres ou employés du couvent ou les citoyens exerçaient (n° 41), de même que les lieux dits epternaciens



comme *Munneren / Munnerleyen* (n° 106) ou encore la plus ancienne auberge d'Echternach, *Zur Mocken* (Au crapaud) (n° 75bis). Bien des gens du peuple revivent, anonymement ou à travers un prénom / surnom, dans ces lettres au contenu socioéconomique d'un réel intérêt.

Peu de faits politiques sont évoqués, mis à part des épisodes de la guerre entre catholiques et protestants (n° 119) ou telle affaire avec l'archevêque électeur de Trèves Lothar von Metternich (n° 74). La situation délicate des finances conventuelles est certes au centre des préoccupations de l'abbé, mais celui-ci exprime aussi des besoins personnels. D'où des demandes concernant des objets divers en provenance de l'étuve / *Stuff* du couvent (n° 59, n° 61), des aliments fins, du vin ou des salutations privées à transmettre à ses parents ou à ses proches. L'intellectuel qu'était Jean Bertels s'enquiert aussi sur la présence ou non dans la bibliothèque abbatiale des œuvres de l'évêque érudit Rabanus formé à l'école d'Alcuin (n° 160) ou réclame qu'on lui envoie celui de ses trois bréviaires « avec la partie hivernale » (n° 189).

Le latin est la langue courante de l'époque, d'où des formules comme *Dilecto religioso viro nostro* (n° 68), *Sis diligens in colligendis restantiis* (n° 13). La langue vernaculaire, l'allemand, est également utilisée (n° 114), les toponymes sont souvent notés phonétiquement, l'orthographe est variable.

L'annotation de Pol Schiltz, qui indique la source de certaines lettres et explique des termes, des notions ou des événements évoqués par le document, est utile mais parfois minimaliste. Ainsi, dans la lettre n° 32, datée de Luxembourg, le 28 mai 1602, Bertels parle de « mesures de Mettlach ». La note n° 23 signale que « cette mesure variait de ville en ville » et renvoie à la lettre n° 42, laquelle confirme ce fait, mais le lecteur n'apprend rien sur la valeur approximative de ladite mesure. Il n'apprend pas non plus qui est le comte Louis de Nassau (n° 85, n° 137), lequel a joué un rôle pendant les guerres entre les Provinces-Unies défendant la religion réformée et l'Espagne papiste.

Le foliotage des copies archivées est indiqué dans la traduction. L'édition comporte une bibliographie succincte, un index avec les lieux d'envoi (Trèves, Luxembourg, Bollendorf, Echternach) des lettres, un relevé des périodes couvertes par ladite « correspondance » – terme qui ne convient pas vraiment puisque les réponses du cellérier ne sont pas conservées –, un index des toponymes, des principales notions et des noms de personnes cités. Le lecteur plus spécialisé regrettera que le texte original ne soit pas reproduit et que l'éditeur n'ait pas prévu un seul fac-similé dudit registre. L'édition semble viser un public assez large, sans grand bagage académique, davantage intéressé par les faits anecdotiques que par l'aspect scriptural de ces documents néanmoins révélateurs, à la fois privés et officiels. Car ces lettres révèlent autant la personnalité de leur auteur que la vie de l'abbaye au jour le jour.

**Frank Wilhelm**

**Notre-Dame de Luxembourg. Dévotion et Patrimoine, Bastogne 2016, 303 p. ; ISBN 978-2-930875-01-9 ; 35 €.**

In der langen Reihe der vom Musée en Piconrue in Bastogne organisierten Ausstellungen wurde im September 2016 eine Ausstellung zur Verehrung der Luxemburger Nationalheiligen Maria, Trösterin der Betrübten, eröffnet. Anlass war ein großes Jubiläum: 2016 jährte sich zum 350. Mal die Entscheidung von Rat und Bevölkerung der Stadt Luxemburg, Maria zur Patronin zu erwählen. Nachdem sich etliche Ausstellungen bereits mit Aspekten der Heiligenverehrung im Raum des alten Herzogtums Luxemburg beschäftigt hatten, war dies ein willkommener und würdiger Anlass, um nun auch die Geschichte der intensiven Marienverehrung in den Blick zu nehmen und ins rechte Bild zu rücken. Das ist wörtlich gemeint, denn der Band zu dieser Ausstellung fügt sich nahtlos in die Tradition der reich bebilderten Ausstellungskataloge aus Bastogne ein. Die prächtigen Abbildungen ergänzen anschaulich und eindrucksvoll die Inhalte der 27 Artikel, die ein weites Themenfeld behandeln. Es ist im Rahmen dieser kurzen Besprechung unmöglich, einzelne Artikel detailliert zu besprechen, so dass es der Rezensent bei einem Überblick und einigen wenigen Akzenten belässt. Partie I (Notre-Dame de Luxembourg Consolatrice des Affligés) widmet sich der Gestalt, Geschichte, Verehrung und Verbreitung des Luxemburger Gnadenbildes bis in die Vereinigten Staaten von Amerika, beachtet dabei aber auch andere Wallfahrtsorte, die mit der Luxemburger Gnadenstätte verbunden sind (Art. zu Kevelaer und Montaigu) und ordnet die Luxemburger Tradition in einen weiteren Kontext ein (Hellinghausen). Spannend ist die wiederauflebende Diskussion um die Herkunft des Luxemburger Gnadenbildes. Muriel Prieur führt den differenzierten kunsthistorischen Nachweis, dass die Luxemburger Madonna keine Kopie derjenigen von Montaigu ist, sondern Einflüsse aus dem deutschen Raum aufweist und wohl von Daniel Müller, einem aus Sachsen stammenden Schüler des Trierer Bildhauers Hans Rupprecht Hoffmann, gefertigt wurde (S. 22–24), während Hellinghausen verschiedene Hypothesen offen lässt (S. 36) und Hans Geybels die Verbindung zu Montaigu etwas stärker akzentuiert (und aus Müller einen Luxemburger macht; S. 79). Josy Birsens vertieft in diesem Teil substantiell seine wichtigen früheren Forschungen zur Bruderschaft der Trösterin als einer wichtigen Organisation des Luxemburger Kultes. Partie II (Notre-Dame de Luxembourg & les Arts) geht nochmals sehr ausführlich auf das Luxemburger Gnadenbild selbst und die vielfältigen künstlerischen Repräsentationen der Luxemburger Madonna ein (von Statuen über Takenplatten bis hin zu Briefmarken), wobei Marc Jeck auch die ihr gewidmeten Lieder des 19. und 20. Jahrhunderts näher würdigt (schade, dass er das älteste Lied aus dem 17. Jahrhundert nennt, aber nicht näher erörtert; S. 154). Partie III (Notre-Dame de Luxembourg & l'Octave) wendet sich dann den Pilgern und den Wallfahrten zum Gnadenbild in Luxemburg zu. Der Reigen der Beiträge reicht von eher allgemein gehaltenen Beiträgen zum Pilger- und Wallfahrtswesen (Jean Pirotte) bis hin zu einer Einzelstudie über die Wallfahrten des Institut Sainte-Marie d'Arlon (Christian Moïs) oder der Präsentation von Aussagen von 48 Pilgern/Pilgerinnen aus dem Großherzogtum Luxemburg bzw. aus Belgien, die an einer von Isabelle Bernard-Lesceux durchgeführten Fragebogen- bzw. Interview-Aktion teilgenommen haben. Partie IV (Notre-Dame de Luxembourg: un patrimoine à protéger)

macht mit gutem Grund auf die Notwendigkeit aufmerksam, das wertvolle Erbe (bes. des Gnadenbilds, seiner Kleider und der ursprünglichen Gnadenstätte) zu schützen und zu erhalten. Hier erhält man auch die aktuellen Informationen zu den neuen archäologischen Grabungen im Bereich der ehemaligen Gnadenkapelle auf dem Glacis samt Planskizzen sowie die Befunde dokumentierende Fotos.

Mit diesem schön gestalteten Band wird die bereits recht reiche Literatur zur Verehrung der Luxemburger Nationalheiligen wertvoll erweitert, weil – wie in der Einleitung angekündigt – tatsächlich viele neue Aspekte berührt werden. Der Leser dieses Ausstellungskatalogs erhält einen intensiven Eindruck davon, wie tief die Verehrung der Trösterin der Betrübten in der Geschichte, der Kultur und der Erinnerungskultur (vgl. den Beitrag von Sonja Kmec) des weiten Luxemburger Landes verankert war und mit gewissen Abstrichen noch immer identitätsstiftend ist. Vor diesem Hintergrund fällt dem deutschen Rezensenten jedoch eine Lücke auf: Die Ausstellung beachtet nicht weiter, dass dies lange auch für die heute zu Deutschland gehörenden Gebiete des ehemaligen Herzogtums Luxemburg galt, die schließlich bei der Marienweihe von 1678 auch beteiligt waren (vgl. die Karte auf S. 14). In den Artikeln finden sich einzelne Hinweise (bei Georges Hellinghausen oder im Beitrag von Josy Birsens), die auch die einschlägigen Beiträge von Andreas Heinz (auch in der Hémecht) nennen. Das hätte meines Erachtens mehr Profil verdient. Ist es z.B. nicht ein wunderbarer und berichtenswerter Moment in der langen Geschichte der Verehrung der Trösterin der Betrübten, dass die Oktav nach dem Nazi-Terror in Luxemburg und dem Schrecken des Krieges zu einer Gelegenheit grenzüberschreitender Versöhnung werden konnte? Es mag der frankophonen Orientierung des Bandes geschuldet sein, dass in einzelnen Beiträgen die deutsche Forschung nur relativ schwach rezipiert ist oder ganz übersehen wird (vgl. bes. den Literaturbericht S. 217 von Jean Pirotte zum frühneuzeitlichen Pilgerwesen). Der (deutsche) Kirchenhistoriker ist für viele Informationen und Anregungen dankbar, die er bei der Lektüre erhalten hat.

**Bernhard Schneider** (Trier)

**François REINERT / Änder BRUNS / Simone FEIS (Hrsg.), Pont Adolphe 1903 (Publications du Musée national d'histoire et d'art, 28 ; Publications du Centre de documentation sur la forteresse de Luxembourg, 3), Luxembourg 2016, 248 S.; ISBN 978-2-87985-401-4; 36 €.**

Welches Bauwerk repräsentiert die Stadt Luxemburg? Zwischen den postmodernen Bankenpalästen des Kirchbergs, der Kathedrale und den Kasematten fallen einem viele Bauten ein, darunter auch die *Pont Adolphe*. Traut man dem Internet-Bewertungsportal „Tripadvisor“, nimmt diese im Jahr 2017 aber nur Platz 23 der Top-Sehenswürdigkeiten der Stadt ein, während die Passerelle Platz 6 belegt und damit vor Großherzoglichem Palais und MUDAM liegt.<sup>1</sup> Platz 1 kann sich übrigens der Amerikanische Militärfriedhof sichern, wenngleich man derartige Rankings freilich stets im Grundsatz hinterfragen kann.

<sup>1</sup> [www.tripadvisor.de/Attractions-g190356-Activities-Luxembourg\\_City.html](http://www.tripadvisor.de/Attractions-g190356-Activities-Luxembourg_City.html) [Stand: 20.04.2017].

Möglicherweise wird die Bewertung sich ändern, wenn genügend Besucher vorab einen Blick in den hier zu besprechenden Ausstellungskatalog „Pont Adolphe 1903“ werfen, der sich ausführlich dem Bauwerk widmet. Von Seiten der Architekturgeschichte erhalten Brücken nicht immer die gebührende Aufmerksamkeit, obwohl sie den Architekten des 19. Jahrhunderts als eine wichtige technische und ästhetische Herausforderung galten. Dass sie zudem in historischer Perspektive seit dem Mittelalter ein Herrschaftszeichen bilden, hat zuletzt Markus Wenninger herausgestellt.<sup>2</sup>

Für die *Pont Adolphe* gilt dies gleichermaßen. Letztlich dient das Bauwerk zwar nur dazu, den Straßenverkehr zwischen der Altstadt und dem Bahnhofsviertel zu erleichtern, um nicht den reizvollen, aber beschwerlichen Weg durch das Pétrussetal nehmen zu müssen. Eine Reduzierung auf diese rein utilitäre Funktion greift jedoch viel zu kurz. Die *Pont Adolphe* ist mehr: Sie ist ein Dokument des technischen Fortschritts und zugleich ein zentrales Wahrzeichen. So unspektakulär die technischen Daten der Brücke heute auch wirken, mit 152,828 Metern Länge und dem höchsten Punkt von 42 Metern war sie zu ihrer Erbauung ein Meilenstein. Der junge Staat konnte sich so im europäischen Konzert als moderner Industriestandort positionieren. Wenn nun beide Rollen in einer Ausstellung mit Katalog gewürdigt werden, liegt es wohl an der eingeschränkten Sichtbarkeit auf die Brücke, die wegen einer Renovierung in den vergangenen Jahren eingerüstet war, während der Verkehr die Ersatzstrecke über die *Blo Bréck* nahm. Solche Maßnahmen, die in der Öffentlichkeit automatisch ein Interesse am Bau wecken, bilden einen guten Anlass (und nebenbei kostenlose PR), um sich geschichtswissenschaftlich einem Thema anzunähern.

Der die Ausstellung begleitende Katalog besteht aus fünf thematischen Blöcken, in denen dreizehn unterschiedliche Beiträge die Geschichte der Brücke kulturgeschichtlich umreißen. Zwei einleitende Essays von Änder Bruns und Evamarie Bange liefern den Einstieg. Beide betonen, dass die Entscheidung zum Brückenbau in erster Linie über das politische und wirtschaftliche Umfeld erklärt werden muss und die Ideen bereits Jahrzehnte (teilweise sogar Jahrhunderte) zurückreichen. Das kostspielige Projekt wäre zudem ohne den Bau des Bahnhofs kaum zustande gekommen. Die Stadt sah sich der Konkurrenz der damals noch nicht eingemeindeten Orte (besonders Hollerich) ausgesetzt.

François Reinert kontextualisiert die Eröffnungsfeierlichkeiten, von der im strömenden Regen stattfindenden Grundsteinlegung bis zum Rahmenprogramm der Einweihung. Die Menüfolge des prachtvollen Festbanketts, die phantastische Gedenkmedaille des Goldschmiedes Henri Wunsch und das Bild eines Brückenmodells aus Zuckerguss (inklusive Charly) zeigen aufschlussreich, wie Öffentlichkeitsarbeit um 1900 funktionierte. Aus der Sicht des Geologen betrachtet Robert Maquil das Bauwerk und liefert einen Beitrag, der Aufschluss über die verwendeten Sandsteine liefert und die jüngste Restaurierung anspricht. Bemerkenswert ist, wie viel Wert man seinerzeit auf die benutzten Materialien gelegt hat, da die

<sup>2</sup> WENNINGER, Markus, Brücken als Symbole von Macht und Herrschaft, in: Olaf Wagener (Hrsg.), *Symbole der Macht? Aspekte mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Architektur*, Frankfurt 2012, S. 389-406.

Behörden vorrangig lokale – und damit nationale – Werkstoffe verbaut wissen wollten. Ebenfalls aus dem technischen Bereich stammt ein zweiter Beitrag von Änder Bruns, der die Logistik beim Bau und die Baustellenorganisation behandelt.

Edmond Thill beschäftigt sich mit dem Hof-Photographen Charles Bernhoeft, dessen berühmtes Album als kommentiertes Faksimile integriert ist. Das hochinteressante Phänomen der Baustellen-Photographie erlangte um 1900 einen Höhepunkt. Bernhoefts Werk steht nämlich keineswegs alleine, wie Thill deutlich machen kann. So dokumentieren Auguste-Hippolyte Collard in Paris den Fortschritt an der *Pont de Bercy*, Theodor Creifelds das Wachsen des Kölner Doms und Louis-Émile Durandelle das rasante Aufrichten des Eiffelturms. Den Stellenwert der Aufnahmen abseits des Albums belegen die Postkarten aus der Sammlung von Fernand Gonderinger.

Der Architekturhistoriker Robert Philippart untersucht den Einfluss, den der Brückenbau für die urbane Entwicklung der Stadt hat, und greift damit Fragen der beiden Essays von Bruns und Bange auf. Bereits seit den 1860er Jahren sahen die Biermann-Pläne eine Bebauung des Plateau Bourbon vor, doch nahm die Entwicklung erst nach 1899 (mit den diversen Bebauungsplänen von Josef Stübben, Edouard André und Jean Worré) Fahrt auf, als die Errichtung der Brücke sich konkretisierte. Das beeindruckende Ausmaß der geplanten und umgesetzten Bebauung bleibt dabei im Übrigen nicht auf das Plateau beschränkt. Jean-Paul Meyer stellt die dampfbetriebene Schmalspurbahn vor, die aus dem Bild der Stadt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum wegzudenken war, den Charly. Auch hier sorgen Postkarten aus der Gonderinger-Sammlung für Anschauungsmaterial.

In einem zweiten Beitrag behandelt Reinert den Architekten der Brücke, Paul Séjourné, der so seinen internationalen Durchbruch schaffte und mit den später publizierten Bänden seines Werkes „Grandes Voûtes“ die Brückenbautechnik maßgeblich akademisierte. Von Reinert stammt zudem ein abschließender Essay, der sich mit der Brücke als nationalem Symbol beschäftigt. Es ist einer der spannendsten Beiträge, da erkennbar wird, welcher memorialer Stellenwert der Brücke zukommt. Auf Geldscheinen, Postkarten, Werbeplakaten und Briefmarken prangert sie als Logo. Sogar die nationalsozialistischen Besatzer versuchten sie als Zeichen für sich zu vereinnahmen. Im Anhang finden sich schließlich ein knappes – und für den Brückenbau-Laien außerordentlich hilfreiches – Glossar und eine Auflistung der technischen Daten sowie die Endnoten und eine Literaturliste.

Mit dem stark bebilderten Katalog liefert das MNHA eine beachtliche Zusammenschau zur *Pont Adolphe*. Man sieht faszinierende Fotos und spürt nahezu auf jeder Seite viel Zeitkolorit. Für den Experten dürfte sicherlich nicht jede Information im Band vollkommen neu sein, doch liegt darin auch nicht die Hauptaufgabe eines Ausstellungskataloges. Dem an der Stadt- und Technikgeschichte Interessierten bietet sich ein ausgesprochen reichhaltiges Material. Zahlreiche Dokumente, Pläne und Bilder erklären die rasante Entwicklung am Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts. Die fantastische Ausgestaltung, von der der Band lebt, ist vor diesem Hintergrund lobenswert. Letztlich wird so eindrucksvoll deutlich, dass die *Pont Adolphe* einer der Ausgangspunkte des modernen Luxemburg war und ist.

Paris hat die Pont Neuf und New York seine Brooklyn Bridge, und selbst wenn es in den Metropolen der Welt meist mehrere Brücken gibt, benötigt das moderne Stadtmarketing den einen ikonischen Brückenbau für das kulturelle Gedächtnis. Wenn im jüngst erschienenen Band „Die Brücke und die Stadt“ insgesamt 24 Städte in dieser Hinsicht thematisiert werden, aber Luxemburg fehlt, können das nur Autor und Verlag beantworten.<sup>3</sup> Hätten sie sich für die *Pont Adolphe* entschieden? Wenn sie den vorliegenden Katalog in der Hand gehabt hätten, sicherlich.

**Stefan Heinz** (Zemmer-Rodt)

**Jean-Paul HURT, E Liewensulaf. Biographesch-Historesches 1937-1967, Ehlerange: Editions Op der Lay, 2016, 272 S., ISBN 978-2-87967-210-6; 29 €.**

Autobiographien sind selten in Luxemburgs literarischer Landschaft. Noch seltener sind solche, die von einfachen Bürgern stammen, also nicht von Politikern oder anderen Staatspersönlichkeiten. Eine solche hat Jean-Paul Hurt, pensionierter Deutsch- und Geschichtslehrer am hauptstädtischen Lycée de Garçons (LGL), vor Kurzem veröffentlicht. Autobiographien sind per definitionem subjektiv, sehen die Welt und das Geschehen um den Autor herum aus einer sehr persönlichen Sicht. Im vorliegenden Fall wird auch die Buchbesprechung sehr subjektiv sein, da der Rezensent ehemals Schüler des Autors war und später, als der Autor sich als Seniorstudent an der Universität Luxemburg im Fach Geschichte einschrieb, dessen Lehrer.

Diese persönliche Beziehung, die aber wohl eher dem Rezensenten als dem Buchautor bewusst ist, ermöglicht es dem Rezensenten allerdings, vieles aus seiner Perspektive zu bestätigen, da er es selbst auch so erlebt hat. Das gilt u. a. für die zahlreichen treffenden Kurzporträts von Professorenkollegen aus dem LGL. Das gilt vor allem auch für die Lehrtätigkeit des Autors selbst: Ich erlebte ihn tatsächlich als so streng und autoritär, wie er sich in seiner Autobiographie beschreibt. Auffallend ist in der Tat die sehr selbstkritische Darstellung des Autors: Er zögert nicht, seine Studentenstreiche und Alkoholexzesse zuzugeben. Und doch wird diese Strenge durch die tragische Liebesgeschichte relativiert, die dem Buch als roter Faden dient. Jean-Paul Hurt beschreibt sehr nuancenreich seine große Liebe zu Elisabeth, die ganz plötzlich, keine zwei Jahre nach der Hochzeit stirbt, was den jungen Witwer verständlicherweise völlig aus der Bahn wirft. Dieser Faden lässt das Buch zu einem (leider nicht fiktiven) Liebesroman werden, der durchaus literarische Qualität hat. Das Buch schließt mit dem Einfädeln einer neuen Beziehung: In diesen späten Kapiteln bewundere ich am meisten die zweite Ehefrau des Autors, der hier unumwunden zugibt, dass er diese Beziehung anfangs nicht aus Liebe eingegangen war, sondern um der Einsamkeit mit ihren schmerzhaften Nebenerscheinungen zu entfliehen. Sie erteilte ihm trotzdem Druckerlaubnis.

Und welchen Gewinn zieht der Historiker aus der Lektüre des Buches? Zwei Aspekte werfen auf die beschriebene Epoche ein Licht, das bislang kaum in historischen Werken aufleuchtet: Zum einen setzt sich der Autor, 1937 geboren, mit

<sup>3</sup> BIAU, Daniel, Die Brücke und die Stadt. Eine weltweite Erfolgsgeschichte, Mainz 2016.

seiner familiären Herkunft auseinander, die nicht unbelastet war: Hurts Vater, Sparkassenangestellter in Diekirch, war nämlich während des Krieges Kollaborateur (Dokumentation aus ANLux im Anhang), und das hatte noch lange danach Auswirkungen. Zum anderen erfährt der Leser, wie die katholisch bestimmten Moralvorstellungen der 50<sup>er</sup> Jahre des 20. Jahrhunderts das Kennenlernen des anderen Geschlechts nicht einfach machten. Für junge Leser stellen diese Seiten wohl die Entdeckung einer anderen Welt dar. Diese vorherrschende Mentalität wirkte sich auch auf das Verhalten des Lehrers aus, der nie an der ihm zustehenden Autorität zweifelte. Mit diesem Stimmungsbild liefert das Buch eine Quelle, die für die historiographische Aufarbeitung der Epoche sicher von Nutzen sein wird. Daher darf man wünschen, dass Jean-Paul Hurt auch noch die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte niederschreiben wird, denn gegen Ende der 60<sup>er</sup> Jahre begannen auch Luxemburgs Schüler aufmüpfig zu werden. Auf Hurts Zeugnis aus Lehrersicht darf man gespannt sein.

**micel pauly**

